Foto: Andreas Köberle

Ottmar Fuchs

Inklusion als Herausforderung für eine gerechte Gesellschaft

Prof. Dr. Ottmar Fuchs lehrt Praktische Theologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen.

1. Inklusionsdynamik beginnt in Kopf und Herz

Menschen können in dem Maß solidarisch sein, als sie selbst Solidarität geschenkt bekommen. Sie können nicht mehr an Ängsten und Unsicherheiten aushalten bzw. bewältigen, als ihnen Vertrauen geschenkt wird und sie Vertrauen schenken können. Es geht für die besitzenden Menschen und Länder in Zukunft nicht nur darum, den Eigennutz nicht zu steigern, sondern das, was man an eigenem Nutzen schon besitzt, zugunsten derer, die lokal und global aus dem Wohlergehen ausgeschlossen sind, abzubauen.[1] Das geht nicht nur über Aufforderungen. Diese machen die Menschen eher widerständig.

Dies gelingt eher auf eine Weise, wie sie Freundschafts- oder Liebesbeziehungen zwischen Menschen charakterisiert. Wenn diese einander zugetan sind und zueinander sagen: „Für dich bin ich da, ohne Wenn und Aber!", wenn sie also füreinander Verantwortung übernehmen, nicht weil es von außen gefordert wäre, sondern weil diese Verantwortung unmittelbar aus einer Beziehung heraus wächst, die als Geschenk, die als Gnade erlebt wird. Forderungen allein geben keine Kraft.

Die Erzählungen der Bibel kann man als eine immer wieder neu beginnende und nie aufgegebene Suche nach Gottvertrauen wahrnehmen. Die Menschen sehnen sich darin danach, dass die Menschen Gott wichtig sind, ja mehr noch, dass Gott selbst unser Vertrauen sucht und darum wirbt. Viele Bilder des Vertrauens auf Gott begegnen in der Bibel, wie zum Beispiel das Bild aus Jesaja, dass uns Gott in seine Hand geschrieben hat (vgl. Jes 49,16). Die Religionen leben von der Gewissheit, dass Gott kein Satan ist, keiner, der am Ende das Chaos über alles hereinbrechen lässt, so dass schließlich immer alles in Schutt und Asche fällt.

1 Vgl. Norbert Mette, „Überflüssig und menschlicher Abfall" (Dokument Aparecida 65). Soziale Exklusion – eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, in: Pastoraltheologische Informationen 32 (2012)1, 197-220.

Wenn Gott derart Vertrauen verdient, weil er die Menschen gern hat, liebt er dann nur ein wenig, liebt er dann nur unter ganz bestimmten Bedingungen, gewissermaßen wenn wir brav sind? Gibt es ein exkludierendes „Wenn-Dann", so dass sich die Welt angesichts Gottes spaltet in diejenigen, die mit dem vernichtenden Chaos zu rechnen haben, und diejenigen, die gerettet werden? Die Bibel bringt Geschichten und Vorstellungen, in denen Gott seine Liebe niemals, jedenfalls niemals endgültig, zurückzieht: nicht gleichgültig, aber doch weit über das hinausgehend, wie die Menschen handeln und wie sie selbst Gott darin untreu werden können. Selbst wenn Israel abfällt, lässt Gott sein Volk nicht im Stich. Er will die Umkehr, aber letztlich ist die Umkehr nicht die Bedingung seiner Liebe, sondern seine nicht zurückgezogene Liebe ist die Ermöglichung der Umkehr, und sie bleibt, auch wenn die Umkehr nicht erfolgt. So wandelt sich das „Wenn-Dann" in der Gottesvorstellung in ein Ohne-wenn-und-Aber.

Gottes Barmherzigkeit ist voraussetzungslos, aber darin nicht blind: Er sieht die Schattenseiten und zieht die Menschen zur Verantwortung. Aber er zieht seine Liebe nicht zurück. Die Menschen müssen vor Gott nichts vorspielen, nichts verdrängen und sich nicht in Selbstrechtfertigung stürzen. Sie müssen sich nicht wie Adam und Eva vor Gott verstecken, brauchen keine Angst vor Liebesentzug zu haben. Denn Gott liebt nicht gestuft, weil sich in ihm Barmherzigkeit und unendliche Göttlichkeit in unerschöpflicher Intensität und unbegrenzbarer Reichweite gegenseitig tragen. Gott ist immer mit seiner ganzen Göttlichkeit barmherzig.

Mit dem Vertrauen Gottes im Rücken kann es Menschen gelingen, über ihren eigenen Schatten zu springen, über ihr Scheitern und über ihre Grenzen hinaus wieder Vertrauen in sich und andere zu setzen, weil Gott sein Vertrauen nicht zurückzieht. Es kommt alles darauf an, dass die Verantwortlichen Gottes Liebe mit dem Herzen auf sich beziehen und nicht für sich und für die anderen verdunkeln. Deswegen ist es von elementarer Bedeutung, dass in der zwischenmenschlichen wie auch in der Gottesbeziehung etwas von der barrierefreien Aufnahme in Gottes Liebe erfahren wird, der keine „Behinderung", sei sie moralischer oder psychischer bzw. leiblicher Art, im Wege steht. Die Menschen sind mit ihren sichtbaren oder weniger sichtbaren Behinderungen ersehnt und gewollt.

2. Barrierefreier Glaube[2]

Im Zusammenhang des Teilhabegedankens geht Gott also absolut nicht-integralistisch auf uns zu. Gott nimmt nicht nur diejenigen in seine Liebe, die ganz bestimmte Bedingungen erfüllen, sondern er überschreitet alle Grenzen, aber nicht billig, sondern so, dass er sich dabei selbst verändert, Mensch wird, sich selbst „behindern" und verwunden lässt, bis zum Kreuz hin. Bei ihm wird deutlich: Eine solche Selbstveränderung ermöglicht erst eine grenzüberschreitende Teilgabe, die bis zur Selbsthingabe am Schicksal des Anderen teilnimmt und so dem Anderen die *Freiheit zum Anderssein* ohne die Sanktionsandrohung eines Liebesentzugs schenkt. In Gott selbst wird die Liebe zum Schmerz angesichts derer, die nicht lieben, wie seine Liebe zur Freude wird, wenn die Menschen lieben. Ob Schmerz oder Freude, das unendliche Maß der göttlichen Liebe bleibt. Angesichts menschlicher Grenzen macht eine solche Liebe ratlos: Man kann und muss sie nicht nachmachen, denn wir sind nicht der liebe Gott. Es ist schon viel, wenn Menschen an einen Gott glauben können, der so unerschöpflich liebt. Die Menschen in diesem Vertrauen zu stärken, ist schon die „halbe Miete".

Am radikalsten zeigt Gott diese Liebe in seiner Menschwerdung, und darin am Kreuz. Obgleich Jesus die Absicht hat, dass alle das Reich Gottes annehmen und gerettet werden, muss er das Scheitern dieser Botschaft erleben. Am Kreuz hält die Welt den Atem an: Wird nun Gott die Welt, da sie seine Barmherzigkeit nicht angenommen hat, endgültig in den Abgrund stürzen lassen, oder ist seine Barmherzigkeit so groß, dass sie auch diesen Abgrund des menschlichen Neins zu Gott überwindet? Hierin liegt die total entgrenzende Barmherzigkeitsbedeutung des Kreuzes: Denn vom Kreuz her spricht Jesus das Wort: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!" (Lk 23,34). Nun gilt die Liebe Gottes nicht nur denen, die sie annehmen, sondern auch denen, die sie ablehnen, den Tätern, Mitläufern, Zuschauenden und Schweigenden, und das sind auch immer wieder die Gläubigen selbst. Jesus öffnet damit endgültig die Schleusen unendlicher Barmherzigkeit. Er wandelt die Gewalt und gibt diese als umfassende Liebe zurück.

So ist es falsch zu sagen: Gott liebt dich nur, wenn du glaubst und wenn du zu den eigenen Glaubensbereichen dazugehörst, oder wenn du Gutes tust. Im christlichen Glauben ist der Glaube nicht die Bedingung für die Liebe Gottes, sondern die Auskunft darüber und so die Bedingung dafür, etwas von dieser allen Menschen längst geschenkten und sie darin inkludierenden Liebe Gottes zu wissen und aus diesem Glaubenswissen heraus, dass Gott alle Menschen bedingungslos liebt, das Leben zu feiern, zu gestalten und, wenn erforderlich, zu verändern. Denn es ist ein großer Unterschied, ob mich jemand liebt, und ich weiß in Worten und Zeichen davon und kann mein Leben entsprechend gestalten, oder ob mich jemand liebt, und ich weiß nichts davon. Weiß ich, dass mir ein Mensch in Freundschaft zugeneigt ist, dann kann ich daraus leben, dann gibt das die Kraft, aus dieser Freundschaft heraus Verantwortung zu übernehmen: nicht, weil es eine Forderung von außen wäre, sondern weil die Kraft für diese Verantwortung in der Liebe selber liegt.

So gilt nicht die Vorstellung: Wenn ich an Gott glaube, wenn ich bete, wenn ich das und jenes tue, dann erst liebt mich Gott, im Gegensatz zu den anderen, die dies alles nicht tun und die Gott deshalb nicht oder weniger liebt. Die Grenzen des Glaubens sind nicht die Grenzen des Heils und nicht die Grenzen der Barmherzigkeit Gottes.

In einer Gesellschaft, wo fast alles von Bedingungen, Kompetenzen, Mobilitäten und Fähigkeiten abhängig ist, ist es im Glauben selber eine große Befreiung, dass dort Liebe und Barmherzigkeit nicht von menschlichen Leistungen abhängig sind. Christen ist der Glaube geschenkt, dass alle Menschen von Gott unbedingt geliebt sind, noch bevor sie etwas dafür getan haben, als schuldig Gewordene, als religiös Gleichgültige, als im Glauben und in der Liebe Behinderte oder Enttäuschte, als Nichtchristen und Nichtchristinnen, als Atheisten und Atheistinnen.

Diese Herausforderung führt zu Auseinandersetzungen zwischen und in den Religionen und auch innerhalb des Christentums selbst, wo insbesondere seine fundamentalis-

2 Vgl. zum Folgenden Ottmar Fuchs: Wer's glaubt wird selig, wer's nicht glaubt, kommt auch in den Himmel, Würzburg 2012.

tischen Anteile wieder mit verschärften Ausgrenzungen und Höllendrohungen insbesondere in den Vereinigten Staaten, aber auch zunehmend in Lateinamerika und Europa zahlenmäßig explodieren. Analog dazu verhalten sich im gesellschaftlichen und politischen Bereich faschistische Gruppierungen, die die eigene Nation oder Rasse über alles stellen und alle Anderen verteufeln. Diese Gruppen werden die Inklusion schwächen und an „Behinderten" und Menschen, die anders und schwach erscheinen, ihre „Stärke" ausleben. Es ist eben zu verführerisch, eine immer komplexere und pluralere Welt derart in ein Schwarz-weiß-Korsett zu bringen und diese auch noch mit einem dafür zurechtgestutzten ungöttlichen Gott, also einem Götzen, zu begründen. Die Leidtragenden solcher Innen-Außen-Exklusion sind die „Anderen", je nach Gefahrenlage die anders-ethnischen oder anderweitig stigmatisierten, benachteiligten und wie auch immer gegenüber der „Normalität" auffälligen Menschen.

3. Inklusionsbeispiele in den Evangelien

Inhaltlich nimmt christliches Handeln Maß insbesondere an jener Art und Weise, wie Jesus das „Reich Gottes" verkündigt und verwirklicht hat:

– als Versöhnung mit denen, die Schuld auf sich geladen haben, auch als Versöhnung mit dem je eigenen Leben, ohne dass dabei Schuld eine Rolle spielt.

– als Heilung seelischer Verletzungen, leiblicher Wunden und sozialer Benachteiligungen, aber auch als Aushalten und Miterleiden des nicht mehr Heilbaren.

– als Verweigerung abstufender Kausalerklärungen, wie der Vorstellung, dass Behinderung durch eigene oder fremde Sündigkeit verursacht sei.

– Am Kreuz ereignet sich kein Wunder, dort hält Gott selbst, jenseits der Tyrannei des Erfolgs und der Leistung, der Machbarkeit und des Gelingens, auch das nichtkurative, hoffnungs- und nutzlose Leiden der Menschen aus.

– als Eröffnung einer Gottesbeziehung, die die Menschen beschenkt und als solche befähigt und herausfordert, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Versöhnung weiterzugeben.

An Jesus ist abzulesen, wie eine solche Tätigkeit ausschaut, welche Wirkungen sie zeitigt und welche Konflikte sie einbringt. Indem Jesus die Unverdientheit und Unendlichkeit der solidarischen Liebe Gottes den Menschen gegenüber als Überschreitungen herrschender sozialer bzw. „reinheitsgebotener" Grenzen verwirklicht, bringt er Unordnung in die bestehenden Herrschaftsverhältnisse, kommt in den entsprechenden Konflikt und in Gefahr. Jesus desintegriert geltende Integrationsverhältnisse und schafft damit eine neue Inklusion, die nicht mehr ausgrenzt. Eine solche Herausforderung gehört prinzipiell zum pastoralen Handeln von Gläubigen und kirchlichen Institutionen: in der unablässig zu stellenden Frage, wem die bestehenden sozialen bzw. strukturellen Integrationen dienen, und wer davon profitiert.

Vielleicht wurde bislang noch zu wenig gesehen, dass viele Geschichten des Evangeliums die Themen Integration und Inklusion mitprägen. Im Gleichnis vom barmherzigen Samariter erzählt Jesus nicht nur die Geschichte einer spontanen Barmherzigkeit, sondern er gestaltet sein Gleichnis absichtsreich so, dass es eben ein Samariter ist, der das Gute tut. Samariter aber gehören für diejenigen, die Jesus gerade zuhören, zum „Außen" ihrer selbst. Man blickt mit Verachtung auf sie, weil sie angeblich den jüdischen Glauben nicht richtig einhalten. Indem Jesus den Samariter lobt, kritisiert er gleichzeitig die Vorurteile, die seine Hörerschaft bezüglich der

Foto: Andreas Köberle

40, Samariter, 1976, Holzschnitt von Schwester M. Sigmunda May OSF, © Kloster Sießen/VG Bild-Kunst, Bonn 2013.

Samariter hat. So überbrückt er die Innen-außen-Grenze, und man kann sich vorstellen, dass dies vor allem die Dabeistehenden reizt und zum Widerstand herausfordert, die von dieser Grenzziehung für ihr eigenes Ansehen und für ihre Macht profitieren (vgl. Lk 10,25–37; Lk 17,11–19). Indem Jesus hier die bestehende Integrationsgrenze auf den Samariter hin überschreitet, integriert er ihn in einen nunmehr erweiterten Bereich der Anerkennung und der Hochschätzung. Wichtig ist nun, dass diese neue Inklusion den Samariter als Samariter in die Wertschätzung einbezieht – nicht etwa verbunden mit der Bedingung, dass er sich nun in seinen eigenen Bereich integrieren soll. Er darf Samariter bleiben und gehört als solcher, der nicht zum eigenen Bereich gehört, in den Radius einer gleichstufigen und konstruktiven Begegnung. Jesus entgrenzt bestehende Gemeinschaften, indem er mit dem Ausgegrenzten gemeinsame Sache macht. Er tut dies mit der Zumutung an das bestehende Kollektiv, sich entsprechend zu verändern. So entsteht neue Solidarität.

Jesus hat keine Berührungsängste gegenüber denen, die Andere nicht mehr berühren wollen oder können. Er kommt den Aussätzigen nahe und lässt sich von der blutflüssigen Frau berühren, also von einer Frau, die als unrein gilt und die in dieser Zeit kein jüdischer Mann anrührt (vgl. Mt 9,20–22). Auch den verhaltensauffälligen oder auch für die „Normalen" „verrückten" Menschen, die damals für Besessene gehalten wurden, kommt er nahe. Er spricht mit ihnen und nimmt sie ernst, so sehr, dass sie über Jesu Identität mehr wissen als die „Normalen" (vgl. Lk 4,41). In einer anderen Geschichte ruft Jesus den Mann mit der verdorrten Hand in die Mitte der Synagoge, vom Rand in die Hauptszene. Das bedeutet viel; denn die Mitte der Synagoge ist der Ort, wo sonst die Thorarolle, das Wort Gottes, Gott selbst Platz hat (vgl. Mk 2,27-36). Und nicht zuletzt überschreitet Jesus auch die Grenze zwischen (angeblich) rechtschaffenen und verurteilten Menschen, zwischen solchen, die sich für wenig sündig halten, und solchen, die ganz massiv als Sünder gelten. In der Begegnung mit der bereits zur Steinigung verurteilten Ehebrecherin dreht er den Spieß um: Wer von euch ohne Sünde ist, der soll den ersten Stein werfen. Er selbst verurteilt die Verurteilte nicht. Vielmehr spricht er das Urteil über die Verurteilenden und stellt die bisherige Ordnung des sozialen Systems auf den Kopf, die ganz bestimmte Menschen ausgrenzt, am Ende bis zu ihrer Vernichtung endgültig ausschließt (vgl. Joh 8,1–11).

Sogar die Grenze zwischen sich und seinen Gegnern unterwirft er der Dekonstruktion. So schreibt er auch die Reichen nicht ab. Er trifft den reichen Jüngling und gewinnt ihn lieb (vgl. Mk 10,20–22). Er spricht mit den Mächtigen und lässt sich von ihnen einladen, auch wenn es dabei zu Konfliktgesprächen kommt. Er redet ihnen nicht nach dem Mund, sondern begegnet ihnen aus der Perspektive der Anderen, mit denen er sonst zusammenkommt, und die entweder mehr oder weniger aus der bestehenden Integrationsordnung herausfallen.

Auch hier ist sein klares Ziel die Gerechtigkeit des Reiches Gottes, wie sie im Magnifikat der Maria und in der Bergpredigt in aller Schärfe deutlich wird. Die Kleinen werden erhöht, die am Rande Stehenden kommen in die Mitte, und die Armen werden begütert. So trifft er sich des Nachts heimlich mit Nikodemus (vgl. Joh 3,1–2), der genau weiß, wie seine Freunde reagieren würden, wenn sie wüssten, dass er die Grenze zu dem Anderen (hier zu Jesus) und damit zur gegnerischen Welt überschreitet. Und schließlich: Vom Kreuz her überschreitet er in Versöhnung den wohl tiefsten Graben zwischen Opfer und Täter: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun" (Lk 23,34). Nicht von ungefähr zerreißt der Vorhang des Tempels, dieses Eingrenz- und Ausgrenzsymbol zwischen Innen und Außen, zwischen dem Heiligen und dem Befleckten.

Jesu Handeln ist also norm- und kultsprengend, um einer möglichst wirksamen Solidarität mit den Menschen willen, verbunden mit den Konflikten, die man sich dabei einhandelt, gegenüber denen, die ein ausgrenzendes Heiligkeitskonzept vertreten. Bei Jesus begibt sich die Heiligkeit seiner Identität und Sendung in die Alltagswelt der Menschen hinein und erweitert dort so weit wie möglich die Räume der Gnade, der Barmherzigkeit, der Gerechtigkeit und der Freiheit. Heiligkeit ist der gesamte Vorgang, in dem sich das Erlösende mit dem Unerlösten berührt. Das innerste Prinzip dieser Heiligkeit ist nicht die Aus- und Abgrenzung, sondern die Überbrückung und Verbindung zwischen ausgrenzendem und ausgegrenztem Bereich.

4. Identitätszerstörung durch Integration?

Gemeinschaft und Inklusion sind zwiespältige Begriffe, die erst aus dem Kontext heraus inhaltlich zu bewerten sind: nämlich im Horizont der Frage, wer wen oder was zu wessen Gunsten desintegriert oder integriert. Kollektivistischer Integrationszwang, in dem die Kleinen, Schwachen und Unpassenden um den Preis integriert werden, dass sie den Bedingungen der Starken, scheinbar Unbehinderten und Gesunden unterworfen werden und so ihre Freiheit und Würde verlieren, kann nicht die positive Aura des Integrations- oder Inklusionsbegriffes für sich beanspruchen. Genau das Gleiche gilt umgekehrt aber auch für solche Desintegrationsprozesse, in denen bestimmten Menschen die soziale, rechtliche und wohlstandsgerechte Integration in die eigene Gesellschaft verweigert wird.

In den Evangelien gibt es je nach Situation beide Richtungen der Desintegration bzw. Integration: einmal die Aufhebung einer bestehenden Desintegration durch jene Integration, die jemand von außen in die eigene Mitte hineinholt. Dafür steht zum Beispiel die Geschichte vom Mann mit der verdorrten Hand, den Jesus in die Synagogenmitte hineinruft und dafür den normalen Liturgieablauf unterbricht. Dafür steht auch die Begegnung Jesu mit den Kindern, die er nicht nur in die Mitte der aktuellen Begebenheit bringt, sondern die er auch als auskunftsfähige Menschen bezüglich dessen, was das Reich Gottes ist, ernst nimmt (vgl. Mk 9,36 ff.).

Hier handelt es sich um eine Auflösung bestehender menschendegradierender Desintegrationen durch die Integration der Betroffenen in die eigene Gemeinschaft, und zwar als solche, die sie sind: als Kinder und als behinderte Menschen. Die Bedingungsstrukturen werden aufgelöst, nach denen diese Personen bisher nicht zur Mitte der eigenen Gemeinschaft gehörten. So gilt nicht mehr: Wenn du nicht behindert bist, gehörst du zu uns. Oder wenn du kein Kind mehr, sondern erwachsen bist, gehörst du vollständig zu unserer Rechts- und Kultgemeinschaft. Jesus ist immer anzumerken, dass er insbesondere bezüglich bedürftiger Menschen diese unbedingte Integration vertritt, einklagt und auch selbst realisiert.

Das Samaritergleichnis ist in seiner vorurteilskritischen und damit gesellschaftskritischen Fokussierung von einer anderen Struktur. Hier ist keine Rede davon, dass der Samariter in den eigenen Bereich der Hörer und Hörerinnen, des „eigentlichen" Israel also, aufgenommen werden müsste oder könnte. Er bleibt vielmehr der, der er ist, und zwar dort, wo er ist, in jener sozialen und religiösen Einheit. Was sich allerdings auf einem anderen Niveau des Verhältnisses verändert, ist die Integration dieses anderen Kollektivs in die gleiche Wertschätzung, die man dem eigenen gegenüber einnimmt. Jesus vertritt sogar den Standpunkt, dass der Samariter in diesem Fall derjenige ist, der dem eigenen Kollektiv etwas vormacht, indem er einem Israeliten aufhilft, also einem, der nicht zum eigenen Kollektiv gehört.

Auch hier werden Grenzen überschritten, aber nicht im Sinne einer Auflösung zweier Integrationssysteme, sondern der gegenseitigen Beziehung dieser Systeme selbst, indem degradierende Vorurteile über die Anderen aufgelöst werden. Der nicht leicht integrierbare Mensch, der dominant in seinem eigenen Sozialbereich lebt, wird in die Gleichstufigkeit der Begegnung aufgenommen, weil dieses andere Kollektiv von Vorurteilen befreit nun die gleiche Würde besitzt wie der eigene Bereich – und dies so sehr, dass man von ihm nicht nur etwas, sondern womöglich etwas Besseres, als man selbst im eigenen Bereich ist, erwarten kann.

5. Zwiespältige Inklusionen

Man kann diese Spannung zwischen personaler Integration (in die eigene soziale Welt bei Wertschätzung der Andersheit von Personen) und struktureller Dissoziierung (bei Wertschätzung der anderen sozialen Welt) in vielen Integrationsbereichen ausbuchstabieren. So wird man bezüglich behinderter Menschen soweit wie möglich dafür plädieren, dass sie – in die Lebens-, Arbeits- und Kulturbereiche der Gesellschaft integriert – sich verwirklichen und tätig sein können. Zugleich muss es auch jene Institutionen geben, die im Gegensatz dazu gerade deswegen notwendig sind, damit behinderte Menschen in ihrem Schutzbedürfnis geachtet werden, damit sie in der entsprechenden Pflege menschenwürdig leben und in der entsprechenden besonderen Kommunikation tätig sein können. Ähnliches gilt für das Verhältnis von allgemeinen bzw. Regelschulen und den Sonderschulbereich.

Entscheidend ist nun, dass die Gleichstufigkeit nicht nur im Bereich zwischenmenschlicher Begegnung praktiziert wird, sondern auch im Bereich der Beziehungen dieser Institutionen mit den anderen Institutionen und den Lebensbereichen der Gesellschaft: dass zum Beispiel die kritischen Botschaften, die Wohlfahrtseinrichtungen für die Gesamtgesellschaft bereithalten, gehört werden. Die inhaltliche Auskunftsfähigkeit (Definitionsmacht der Betroffenen), die Jesus den Kindern zutraut, gilt also nicht nur personal, sondern auch institutionell: dass zum Beispiel eine psychiatrische Klinik sich nicht nur bezüglich der Patienten und Patientinnen als notwendig erfährt und aufbaut, sondern auch bezüglich ihrer kritischen Außenwirkung in die Gesellschaft hinein, insofern sie deren destruktive, etwa depressiv machende Wirkungen in den Betroffenen nicht nur therapiert, sondern die eventuell damit verbundenen Verursachungszusammenhänge in gesellschaftlichen Verhältnissen offen legt und anklagt.

So richtig es ist, kulturelle und soziale Minderheiten nicht daraufhin zu fixieren, dass sie gleichsam statisch ihre kollektive Identität in der Mehrheitskultur aufrechterhalten, um darin zu bestehen, so sehr also die Veränderungsdynamik solcher Minderheiten in die Gesellschaft hinein zu unterstützen ist, so sehr kann es eine gesellschaftliche Situation und Machtverhältnisse geben, in denen die Aufrechterhaltung einer eigenen kontrastiven kollektiven Identität zur Überlebensfrage wird: damit im Notfall nicht nur Einzelpersonen, sondern auch sperri-

ge Kollektive und ihre Institutionen in der eigenen Gesellschaft Rechtsschutz bekommen und auch sozial geschützt werden und bleiben. Durchaus mit der Dynamik, die interpersonale Integration zu steigern, aber auch mit dem Recht, von dieser Gesellschaft alle Ressourcen zu bekommen, um betroffene Menschen nicht dazu zwingen zu müssen, sich zu integrieren, wenn sie dies nicht können oder wenn es ihnen nicht gut tut.

Diese Überlegungen werfen ein kritisches Licht auf den aktuellen Teilhabe- und Inklusionsdiskurs zwischen Wohlfahrt und Politik. Teilhabe und Inklusion sind wichtige Leitbegriffe, um darin eine gegenseitige Inklusion von Gesellschaft und teilweise bis ganz ausgegrenzten Minoritäten vorwärts zu bringen. Doch diese Leitbegriffe sind nicht ohne Schatten. Es ist einfach verdächtig, dass man mit diesen Schlagwörtern fast überall auf Zustimmung trifft, bei ganz unterschiedlichen Menschen, bei ganz unterschiedlichen und gegensätzlichen Gruppierungen und Parteien. Verbinden manche vielleicht gerade damit einen Abbau des Sozialstaates, insofern bei gesteigerter Inklusion zum Beispiel von behinderten Menschen dann auch auf die Einrichtungen der Behindertenhilfe verzichtet werden kann, weil ja nun die ganze Gesellschaft entsprechende Verantwortung übernimmt? Aber tut sie das?

Wer sind die Agenten und Agentinnen notwendiger Haltungs- und Einstellungsveränderung? Und wer bezahlt sie? Wenn nicht für die entsprechende Gemeinwesenarbeit neue Gelder investiert werden, wird die gewünschte Inklusion Schiffbruch erleiden. Was ist, wenn Betroffene erfahren, dass sie in dieser Gesellschaft nicht willkommen sind und wieder in die schützenden Institutionen zurückwollen, es diese aber möglicherweise nicht mehr gibt? Und für die Institutionen selbst droht eine Konzentrierung auf den „Rest" schwerstbehinderter Menschen, ohne dass die Möglichkeiten der Inklusion ausgeschöpft werden können. Denn auch hier geht es um die Anstrengung, die vorhandenen Kräfte und Ressourcen dieser Menschen zu stärken, damit sie nicht isoliert sind. Es braucht geschulte Personen, die die Menschen mit schwerstmehrfachen Behinderungen unterstützen, ihre Wünsche verständlich zu machen. Und die ihre Wünsche zu deuten versuchen. Bei Bedarf suchen und organisieren diese Personen inklusive Möglichkeiten. So unterstützen sie die Menschen, die aufgrund ihrer Einschränkung die Initiative gar nicht oder nur schwer ergreifen und die Inklusion schwer selbstständig gestalten können.

Erst daran, ob für die sozialen Bedingungen für die Inklusion in der Gesellschaft (nicht nur) finanzielle Ressourcen investiert werden, wird man erkennen, welche Ziele tatsächlich damit verfolgt werden. Wenn sich die Gesellschaft nicht verändert, ist das Inklusionsprogramm für die Inkludierten ein gefährliches Unternehmen. Denn es ist ein oft nicht oder erst zu spät durchschauter Trick, vollmundig als Querschnittverantwortung aller zu deklarieren, was gleichzeitig um seine bisherigen institutionellen und fachlichen Repräsentanzen gebracht wird, mit dem Effekt eines empfindlichen Lobby- und Einflussverlustes.

Auch der Begriff der selbstbestimmten Teilhabe ist nicht unproblematisch, wenn er nur diejenigen als dazugehörig erklärt, die sich einbringen können, als müsste sich nicht auch die Gesellschaft verändern und als müssten sich nur jene verändern, die inkludiert sein wollen. Was ist sonst mit denen, die mit den herrschenden Mustern der Selbstbestimmung nicht mithalten und sich darin nicht einbringen bzw. die nicht ohne Hilfe ihre Interessen ausdrücken und verfolgen können? Der Bezugsrahmen der Selbstbestimmung kann sehr weit oder sehr eng gesteckt sein. Die Aufgabe der Sonderpädagogik ist es, den Menschen Hilfestellung (auch technische Hilfsmittel) zu geben, damit sie sich äußern können, mit dem Ziel, die Äußerungen richtig zu verstehen.

Müsste man nicht überhaupt bereits die Wortwahl überprüfen und verändern, um benennen zu können, was tatsächlich abläuft: handelt es sich um Rehabilitierung oder um Conhabilitierung, um Integration oder um Contegration, um Resozialisierung oder um Consozialisierung, um Inklusion oder um Conclusion? Im „Con" sei jeweils ausgedrückt, dass es sich nicht um einen einseitig bestimmten, sondern um einen zweiseitigen Prozess handelt.

6. Erfahrungsorte sozialer und sozialkritischer Inklusion[3]

– Christliche Gemeinden und Einrichtungen in Schule und Sonderpädagogik werden der Ort sein, wo Menschen lernen, sich gegenseitig wichtig zu nehmen, auch wenn sie zueinander widersprüchlich sind, auch wenn sie nicht stark, sondern schwach sind. Dies bedeutet für die Sozialgestalten von Religionsunterricht und Sonderpädagogik, dass darin die Menschen, vor allem junge Menschen, anders werden können und dafür nicht mit Liebesentzug oder Gemeinschaftsverhinderung bestraft werden. Dann entsteht ein sozialer Raum, wo das wachsen kann, was in der Sozialpsychologie „Ich-Stärke" genannt wird und was als grundlegende Bedingung für die Fähigkeit zur Nächsten- und Anderenliebe vorauszusetzen ist. Jede Offenheit für die Inklusion anderer Menschen braucht solche Ich-Stärke, die sich auch darin zeigt, dass man die eigene Begrenzung realistisch einschätzt.

– Christinnen und Christen können Beziehungen mit Blick auf sozial bzw. körperlich behinderte und andere Menschen vor allem dadurch ermöglichen, dass sie selbst eine Atmosphäre aufbauen, in der die eigenen Noterfahrungen, Behinderungen und auch das eigene Scheitern ausgetauscht werden, nicht zuletzt auch die eigenen Erfahrungen mit der Verborgenheit Gottes. Wo diese Erfahrungen desintegriert sein und bleiben müssen, wo man sich die Fiktion aufrechterhält, perfekte Selbstvorstellungen leisten zu müssen, wird man auf Dauer darauf angewiesen sein, jede Schwäche und damit auch die Schwachen als eine gefährdende Fremderfahrung zu etikettieren, die abzustoßen und auszugrenzen sind.

– Was Gläubige nicht von innen her (in Familien, Gemeinden, Verbänden, Schulen usw.) lernen, können sie auch nicht nach außen hin verwirklichen. Wie sie miteinander umgehen, besonders wenn sie sich gegenseitig Veränderungen, Anderswerden, Behinderungen verschiedener Art zugestehen, so gehen sie auch mit Anderen um. Von daher könnten die Kirchen als eine soziale Lernschule im Horizont des Gottes betrachtet werden, der seinerseits mit den Menschen in Jesus Christus radikal sozial umgeht. In solcher Lernschule verwirklichen Christinnen und Christen nicht nur das Wesen der Kirchen, sondern leisten gerade dadurch einen unerlässlichen Dienst an der Gesellschaft, an der Vermenschlichung ihrer Inklusionsprozesse nach innen und nach außen und an der Gerechtigkeit.

3 Vgl. Johannes Eurich, Andreas Lob-Hühdepohl (Hg.), Inklusive Kirche, Stuttgart 2011.